

# Gellert, Schlegel und die *Lettres de Ninon de Lenclos*

## Eine Übersetzungsgeschichte

Vera Viehöver, Université de Liège

Author Preprint

Erschienen in: Wolfgang Fink (Hg.): Vernunft und Gefühl C. F. Gellert und die Umbruchperiode der Aufklärung (1740-1770). Halle: Universitätsverlag Halle-Wittenberg 2020 (= Wissensdiskurse im 17. und 18. Jahrhundert/Discours et savoirs aux XVIIe et XVIIIe siècles; 7), S. 325–348.

### 1. Ein unmoralisches Angebot

Am 2. November 1750, als er gerade mit den Vorbereitungen zur Publikation der *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* beschäftigt ist, wendet sich Gellert mit einem besonderen Anliegen an den Freund Johann Adolf Schlegel (1721–1793):

Willst Du die beygelegten Briefe der Mamsel Lenclos übersetzen? Ich habe sie nicht ganz gelesen u. ich glaube, daß wir alle beide bessere machen könnten; aber das geht uns itzt nichts an. Kurz, ich thu Dir, als Dein Gönner, einen Vorschlag etliche Thaler *honesto modo* zu gewinnen. Der Verleger ist Hr. Reich, der Buchhalter, oder bald der Besitzer der Weidmannischen Handlung. Er hat mir die Übersetzung aufgetragen u. ich habe sie gleich ausgeschlagen, weil ich mit Stunden überhäuft u. überdieß ein langsamer Übersetzer bin. Indessen habe ich ihm gesagt, daß ich mit Dir reden wollte u. daß Du glücklicher arbeiten würdest, als ich. [...] Reich hat nicht gesagt, was er geben will. Fordre also, ich denke er wird billig seyn, weil ich Unterhändler bin. (GBW I, Brief 49, S. 64)<sup>1</sup>

Dass es sich bei der Offerte gewissermaßen um ein unmoralisches Angebot handelte, war Gellert offenbar bewusst, denn vorsorglich lässt er Schlegel, der gerade im Begriff war, ein Diakonstelle in Schulpforta anzutreten, die Möglichkeit der Ablehnung explizit offen: „Willst Du nichts mit der Sache zu thun haben: so schicke mir die Briefe ehstens wieder.“ (GBW I, Brief 49, S. 64)

Schlegel, der generell Interesse an Aufträgen zur Übersetzung aus dem Französischen hatte,<sup>2</sup> nahm sich einige Wochen Zeit, um zu prüfen, ob es für ihn sinnvoll wäre, das Angebot anzunehmen. Seine Antwort an Gellert ist auf den 28. November 1750 datiert. Sie belegt, dass der angehende Diakon sofort erkannte, in welche Bredouille ihn die „Sache“ bringen könnte: „Ich habe die französischen Briefe, die Du mir zugeschickt, gelesen. Es ist viel vortreffliches in

<sup>1</sup> Vermutlich hatte Reich Gellert die Übersetzung schon ein halbes Jahr zuvor angetragen. Vgl. Gellerts Brief an Reich vom 27. Juni 1750 (GBW I, Brief 47, S. 49) sowie Reynolds Kommentar dazu (GBW I, S. 307).

<sup>2</sup> Vgl. etwa den bereits zitierten Brief vom 28. November 1750 an Gellert (GBW I, Brief 50, S. 66), in dem Schlegel den Freund bittet, Reich die Übersetzung des *Spectateur françois* von Marivaux vorzuschlagen, sowie den auf Mitte Januar 1752 datierten Brief (GBW I, Brief 86, S. 105), der auf ein generelles Interesse an Übersetzungsaufträgen schließen lässt. Fast zwanzig Jahre nach dem Ninon-Projekt erschien Schlegels Übersetzung von Charles Batteux' zentraler Abhandlung zur Ästhetik: *Les beaux arts réduits à un même principe* (1747): Einschränkungen der Künste auf einen einzigen Grundsatz. Leipzig: Weidmann 1770.

der Anlage, die ich gleichwohl besser verlangte; aber an die Ausführung ist aller feiner Witz, der sich anbringen ließ, verschwendet.“ (GBW I, Brief 50, S. 65)

Worum geht es also in den Briefen? Hier ein knappes Resümee: Die bereits über fünfzigjährige Ninon hat den Auftrag bekommen, den jungen Marquis de Sévigné als seine Erzieherin auf das Leben in der galanten Gesellschaft vorzubereiten, eine Rolle, die sie kokett ablehnt, um statt dessen ihre Dienste als „confidente“ anzubieten. Der Marquis soll ihr von nun an über alle seine Liebesangelegenheiten ausführlich berichten, sie wolle dann jeweils ihre Gedanken dazu mitteilen – mit dem Ziel ihm zu helfen, das eigene Herz und das der Frauen kennen zu lernen. Schon bald muss sie allerdings feststellen, dass der Marquis bei der Damenwahl eklatante Fehler macht. Vor allem glaubt er, der für eine Eheschließung noch viel zu jung ist, dass nur seriöse Damen für ihn in Frage kämen, und findet eine solche in einer verwitweten Gräfin. Ninon ist entgegengesetzter Auffassung: Für erotische Beziehungen, die ohnehin nicht auf Bindung hin angelegt sind, sei es viel besser, sich leichtlebige Mädchen auszusuchen, die eine kleine voreheliche Affaire nicht gleich aus der Bahn werfen würde. Seriosität stehe da nur im Wege.

Kein Wunder also, dass ein junger Theologe vom Inhalt des Buches ganz und gar nicht begeistert sein konnte. Bei der ersten Lektüre, so gibt Schlegel zu, hätten ihn die Briefe sogar wahrhaft empört:

Die Liebe unter die bloß sinnlichen und körperlichen Vergnügen herabsetzen zu wollen, einem jungen Herrn, der in die Welt tritt, die Galanterie vorzüglich vor der ersten Liebe anzurathen, das sind Dinge, die mir schon aus dem Munde einer Mannsperson anstößig seyn würden; aber in dem Munde eines Frauenzimmers, und zwar eines unverheiratheten klangen sie mir lüderlich. Ich glaubte nicht, dass ein deutscher Diaconus eine französische Epikuärerinn deutsch reden lassen dürfe. (GBW I, Brief 50, S. 65)

Allerdings, so räumt er dann ein, hätte er sein pauschal negatives Urteil nach Lektüre aller Briefe differenzieren müssen:

Einige Briefe, worinnen sie solchen Urtheilen vorzubauen sucht, haben mir das Werk aus einem anderen Gesichtspunkt gezeigt; und ob mich gleich auch diese Briefe nicht ganz befriedigt haben, so bin ich doch nunmehr gesonnen, sie zu übersetzen, aber in einer Vorrede allen falschen Erklärungen dieses Werks vorzubeugen.“ (GBW I, Brief 50, S. 65)

Damit ist die „Sache“ für Schlegel aber noch nicht endgültig unter Dach und Fach, denn das Problem der Anstößigkeit ist noch nicht geklärt. Zwar müsse er sich „kein Gewissen über diese Übersetzung [...] machen“ (GBW I, Brief 50, S. 65), doch gebe es andere, die das anders sehen könnten. Vorsicht sei also geboten. Schlegel willigt deshalb nur unter der Bedingung ein, dass Gellert aus seiner Urheberschaft an der Übersetzung ein „Geheimniß“ (GBW I, Brief 50, S. 65) machen solle, und zwar nicht nur dem allgemeinen Publikum gegenüber, sondern auch gegenüber dem Auftraggeber Reich. Im Übrigen, so fügt er an, habe ihn die Lektüre der Briefe zu der Überzeugung kommen lassen, dass diese höchstwahrscheinlich gar nicht echt seien. Es herrsche in ihnen nämlich das „verzweifelte neue Französisch“ (GBW I, Brief 50, S. 65), und es könne ja nicht sein, dass „Mademoisell de L’Enclos diese Briefe erst fünfzig Jahre nach ihrem Tode geschrieben hätte“ (GBW I, Brief 50, S. 66). Doch seien die Briefe nun echt oder nicht, in

jedem Fall werde ihn die Arbeit „Schweiß genug kosten“, so dass Gellert 30 Gulden fordern möge, das sei „gewiß nicht zu viel“ (GBW I, Brief 50, S. 66).<sup>3</sup>

Schlegels Übersetzung erscheint schließlich 1751 unter dem Titel *Briefe der Ninon von Lenclos an den Marquis von Sévigné nebst den Briefen der Babet an den Boursault aus dem Französischen übersetzt* in der Weidmannschen Buchhandlung.<sup>4</sup> Im Jahr 1755 bringt Reich eine erweiterte Ausgabe heraus (Abbildung 1: Die erweiterte Ausgabe Briefe der Ninon de Lenclos von 1755), die neben den Briefen eine Übersetzung der Ninon-Biographie von Antoine Brêt enthält,<sup>5</sup> die Reich 1754 schon als Einzeldruck veröffentlicht hatte.<sup>6</sup> Wer der Übersetzer der Biographie ist, konnte bis heute nicht mit Sicherheit geklärt werden.

Der Verdacht, dass die Originalbriefe<sup>7</sup> (Abbildung 2: Originalausgabe der Lettres de Ninon de Lenclos, 1750) nicht von Ninon selbst stammen konnten, hatte sich für Schlegel im Verlauf der Arbeit an der Übersetzung erhärtet. In der *Vorrede des Übersetzers* kennzeichnet er sie unumwunden als „Autorbriefe“<sup>8</sup> und vermutet Crébillon den Jüngeren als Urheber,<sup>9</sup> einen Autor also, der um 1750 als Verfasser wenig tugendkonformer Werke bereits über die Grenzen Frankreichs hinaus bekannt war, auch wenn mit den *Briefen der Marquisinn von M\*\* an den Grafen von R\*\** (frz. 1732; dt. Übersetzung von Straube, Berlin 1742) bislang erst ein einziges seiner Werke in Übersetzung vorlag.<sup>10</sup> Seine These untermauert Schlegel vor allem mit sprach- bzw. stilgeschichtlichen Argumenten:

---

<sup>3</sup> Offenbar erhielt Schlegel tatsächlich 29 rh. für die Übersetzung. Vgl. Gellerts Brief an Johann Adolph Schlegel vom Januar 1751 (GBW I, Brief 59, S. 74). – Zur Vorgeschichte des Übersetzungsprojektes vgl. auch Eckart Meyer-Krentler: Christian Fürchtegott Gellert, Leipzig. Vom Nachleben vor und nach dem Tode. In: Wolfgang Martens (Hg.): Zentren der Aufklärung III: Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit. Heidelberg: Schneider 1990 (= Wolfenbütteler Studien, Bd. 17), S. 205–231, hier S. 218ff.

<sup>4</sup> Die als „Lettres de Babet“ bekannt gewordenen Briefe einer jungen Frau an ihren Geliebten erschienen erstmals 1669 unter dem Titel *Lettres De Respect, D'Obligation, Et D'Amour. De Monsieur Boursault in Paris*. Sie waren in Deutschland zu diesem Zeitpunkt bereits auszugsweise in deutscher Übersetzung erschienen. Gellert, der laut Index librorum eine Ausgabe der Briefe aus dem Jahr 1738 besaß (S. 56, Nr. 1096), erwähnt sie wegen ihrer Natürlichkeit lobend in seiner *Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (GSchr IV, 133 und 137) und empfiehlt sie den Grafen von Brühl, neben den Briefen der Madame de Sévigné, ausdrücklich als Vorlagen für Übungsübersetzungen aus dem Französischen (vgl. den Brief an die Grafen von Brühl vom 12.6.1756 (GBW II, 48–52). Auch Schlegel gelten diese Briefe als Musterbeispiele „ungezwungenen [weiblichen] Schreibart“, die adäquat zu übersetzen einem Mann nicht möglich sei. Vgl. Johann Adolph Schlegel: Vorbericht des Übersetzers. In: Briefe des Fräuleins von Lenclos, S. 267–275, hier S. 268. Die Authentizität der Babet-Briefe, die für Schlegel außer Zweifel steht, wird inzwischen stark angezweifelt. Vgl. dazu Ellen Constans: Parlez-moi d'amour. Le roman sentimental. Des romans grecs aux collections de l'an 2000. Limoges: Presses Universitaires de Limoges et du Limousin 1999, S. 117.

<sup>5</sup> [Antoine Brêt:] Mémoires sur la vie de Mademoiselle De Lenclos par M. B\*\*\*. [Amsterdam] 1751.

<sup>6</sup> Leben der Madem. Ninon von Lenclos. Aus dem Französischen des Hrn. B\*\*\* übersetzt. Leipzig: Weidmann 1754.

<sup>7</sup> Lettres de Ninon de Lenclos, au marquis de Sévigné. Amsterdam 1750. Fast vierzig Jahre später erschienen weitere angebliche Briefe der Ninon de Lenclos: Correspondance secrète entre Ninon de Lenclos, le Marquis de Villarceaux, et de Madame de M\*\*\* [= Maintenon]. 2 tomes. Paris 1789 und 1796. Auch dieser Briefwechsel ist nicht authentisch, als Autor wird Alexandre Joseph Comte de Ségur angenommen. Eine deutsche Übersetzung erschien 1796: Geheimer Briefwechsel zwischen Ninon de Lenclos, dem Marquis von Villarceaux und der Demoiselle d'Aubigné, nachmaliger Frau von Maintenon. Übersetzt von N. P. Stampeel. Leipzig: Martini 1796.

<sup>8</sup> Schlegel: Vorrede des Übersetzers, in: Briefe des Fräuleins Ninon von Lenclos, S.III–XXIV, hier S. III.

<sup>9</sup> Ebd., S. VI: „Ich weis nicht, ob ich mich irre, wenn ich zwischen den Briefen der Ninon von Lenclos und den Briefen des jüngern Crébillon [!] in der Schreibart so wohl, als in den Gedanken, ja selbst in der Kunst, dieselben auf alle ihre Seiten herumzuwenden, keine geringe Aehnlichkeit bemerkt zu haben glaube.“

<sup>10</sup> Die erotische Passagen enthaltende Erzählung *Tanzaï et Néadarné* (1734) erschien 1750 in deutscher Übersetzung, der Sittenroman *Le sophia* (1742) wurde erst 1765 in deutscher Übersetzung zugänglich.

Ausser den Gründen, die der Plan derselben an die Hand giebt, bringt mich auch ihre Schreibart auf diese Muthmaassung. Sie unterscheidet sich allzusehr von der Schreibart, welche zu den Zeiten einer Sevigne [!], eines de la Rochefoucaut [!], eines la Brüyere [!] in Frankreich herrschte, als daß es glaublich seyn sollte, daß sie in diesen Zeiten aufgesetzt seyn sollten.<sup>11</sup>

Rezensiert wurde die Erstausgabe von niemand Geringerem als Gotthold Ephraim Lessing, der die Vermutung, Crébillon sei der Verfasser der Briefe, von Schlegel übernimmt. In der Besprechung, die am 11. Mai 1751 in der *Berlinischen Privilegierten Zeitung* erschien, äußert sich der Rezensent, der nur wenig zuvor in der gleichen Zeitung Gellerts fast zeitgleich erschienene *Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* vorgestellt hatte, sehr wohlwollend über die Neuerscheinung und äußert auch eine Vermutung zur Identität des anonymen Übersetzers:

Wir wollen eine Muthmaassung in Ansehung des Uebersetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verschiedenen Stellen der jüngst angezeigten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen lehrt uns, fast überzeugend, daß es Hr. GELLERT sey. Ist er es nicht, so kan ihm wenigstens unser Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfasser wird leicht sehen, daß er der Inbegrif [!] alles deßen ist, was wir gutes davon sagen können.<sup>12</sup>

Neben der eigentlichen übersetzerischen Arbeit lobt Lessing ausdrücklich die Vorrede des Übersetzers, „nach deren Schlage wir vor jeder Uebersetzung eine zu finden wünschten“.<sup>13</sup>

Auch wenn seit dem Erscheinen des ersten Bandes der Reynold'schen Briefausgabe (1983) Klarheit über den wahren Verfasser der Übersetzung besteht, geistert allerdings die von Lessing in die Welt gesetzte Vermutung, Gellert sei der Übersetzer der Ninon-Briefe, noch heute durch die Antiquariate.<sup>14</sup> Gellert selbst hatte ihr schließlich aus Rücksicht auf Schlegel nicht widersprochen. Manchmal wird sogar Lessing selbst als möglicher Übersetzer genannt.<sup>15</sup> Was allerdings die französischen Originalbriefe angeht, so wird unter Berufung auf Tchmerzine weiterhin Crébillon fils als Verfasser angenommen.<sup>16</sup>

---

Informationen nach Yong-Mi Quester: *Frivoler Import. Die Rezeption freizügiger Romane in Deutschland (1730–1800)*. Mit einer kommentierten Übersetzungsbibliographie. Tübingen: Niemeyer 2006, S. 263f.

<sup>11</sup> Schlegel: Vorrede des Übersetzers, S. V.

<sup>12</sup> Gotthold Ephraim Lessing: [Rezension zu] Briefe der Ninon von Lenclos an dem Marquis von Sevigne, nebst den Briefen der Babet an den Boursault aus dem französischen [!] übersetzt. In: *Berlinische privilegierte Zeitung*, 56. Stück, 11. Mai 1751.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. die Beschreibung der beim Antiquariat Klaussner in Fürth zum Verkauf stehenden Erstausgabe: „An den Kapitalen minimal berieben, der Nachsatz mit Papierabriß, teils etwas gebräunt, insgesamt jedoch ein gut erhaltenes, breitrandiges Exemplar der sehr seltenen deutschen E.A. [...]. Nach wie vor nicht geklärt ist, von wem die Übersetzung der Texte stammt, die Vermutungen reichen von Lessing bis Gellert.“ URL: <http://www.zvab.com/displayBookDetails.do?itemId=182468549&b=1>; letzter Abruf 2.3.2015.

<sup>15</sup> Die Vermutung, dass Lessing selbst der Übersetzer sein könnte, findet sich im Archiv des Antiquariats Trauzettel: „Die Frage nach einem Übersetzer dieser Qualität zu dieser Zeit stellt sich tatsächlich. Allerdings hat sich Hr. GELLERT weder praktisch noch theoretisch auf dem Gebiet der Übersetzungen hervorgetan, ganz anders als Hr. Lessing, dessen erste Veröffentlichung 1749 eine Übersetzung aus dem Französischen des Crébillon war.“ URL: <http://www.antiquariat-trauzettel.de/archiv/details.php?blatt=0676>; letzter Abruf 2.3.2015. Lessing war Übersetzer der Tragödie *Catilina*, eines Werkes von Crébillon dem Älteren, dem Vater des für libertine Werke bekannten Claude-Prosper Jolyot de Crébillon. – Vgl. auch Quester: *Frivoler Import*, die offenbar den Übersetzer und Verfasser der Vorrede des Werkes nicht kennt (S. 106).

<sup>16</sup> Vgl. *Avenir Tchmerzine : Bibliographie d'éditios originales et rares d'auteurs français des XVe, XVIe, XVIIe et XVIIIe siècles*. Paris 1927–1933, tome IV, S. 197.

## 2. Ninon als sozialer Hermaphrodit: zur Erzählsituation der Briefe

Wie John Reynolds in seinem Kommentar zu den betreffenden Briefen erläutert, hat schon der frühe Gellert-Forscher Erich Michael darauf hingewiesen, dass Gellert und Schlegel in der Zeit der Entstehung der Ninon-Übersetzung „in Leipzig Tisch an Tisch gearbeitet und dabei einander geholfen“ hätten.<sup>17</sup> Wie diese Zusammenarbeit genau ausgesehen hat, darüber lässt sich nur spekulieren. Allerdings spricht einiges dafür, dass insbesondere die umfangreiche Übersetzervorrede im unmittelbaren Austausch mit Gellert Gestalt angenommen hat. Dabei sind es nicht, wie Reynolds meint, stilistische Ähnlichkeiten mit der *Praktischen Abhandlung*, die Lessing auf Gellerts Urheberschaft an der Vorrede haben schließen lassen, sondern eine direkte Übernahme aus der Vorrede in die große Fußnote zur französischen Briefliteratur, die Gellert in seine Abhandlung eingefügt hat (GSchr. IV, 133f.)

In dieser Fußnote gibt Gellert – ausgehend von der Beobachtung, dass man „leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutschen“ besitze und daher dem Sprachkundigen raten müsse, gute fremdsprachige zu Hilfe zu nehmen – einen kommentierten Überblick über die französische Briefliteratur: „Unter der großen Menge Französischer Briefe“ seien diejenigen die besten, „die wir von der Babet, der Marquisin von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen Büssy-Rabütin, von dem Grafen von Estrades, von Crébillon dem Jüngeren, von Racinen, dem Aeltern, von Rousseau, und von Voltaires, in seinen Werken haben“ (GSchr IV, 133). Dass Gellert besonderes Interesse an Vorbildern für die *weibliche* Kunst des Briefeschreibens hatte, ist vielfach belegt. Bekanntlich fand er solche Beispiele mustergültiger ‚Natürlichkeit‘ später in den Briefen der Caroline Lucius. Vorläufig galt es also in Frankreich nach Vorbildern natürlichen Schreibens zu suchen, und die Ninon-Briefe schienen ein solches zu sein. Dass sie fiktiv waren – und Gellert und Schlegel dies sehr wohl wussten –, macht noch einmal deutlich, dass ‚Authentizität‘ im Sinne von Nicht-Fiktionalität und ‚Natürlichkeit‘ im Kontext der Briefreform keineswegs Synonyme sind. Natürlichkeit und Ungezwungenheit dürfen durchaus Ergebnis von Kunstanstrengung und Reflexion sein – solange dieses Ergebnis Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann.<sup>18</sup> So argumentiert Schlegel in Bezug auf die Ninon-Briefe: „Die damals lebenden größten Geister, die Fragen, die damals in dem Reiche des Witzes das meiste Geräusch machten, hat er ihnen ungezwungen eingeflochten; alle diese Kunstgriffe haben das Ansehen, als ob sie nicht Kunst wären, sondern Natur [...]“.<sup>19</sup>

Das Wohlwollen Gellerts und Schlegels gegenüber den Ninon-Briefen ist also auch im Kontext einer Mangelsituation zu sehen: Es fehlte an Modellen für einen guten weiblichen Briefstil. Die Ninon-Briefe schienen, bei aller Zweifelhafteit ihres Inhalts, immerhin mustergültig im Schreibstil und zugleich intelligent. Gellert schreibt:

---

<sup>17</sup> Vgl. John Reynolds: Kommentar zu Brief 49, GBW I, S. 311. Reynolds verweist auf Erich Michael: Aus meinen Gellertstudien. Leipzig 1913. Schlegel hatte in Leipzig studiert, wohnte aber seit 1748 in dem Dorf Cröllwitz in der Nähe von Halle. Tatsächlich hielt sich Schlegel, wie der Briefwechsel mit Gellert belegt, im Januar 1751 vorübergehend in Leipzig auf, bevor er endgültig nach Schulpforta übersiedelte. Vgl. auch Gellerts Brief an Schlegel aus dem Januar 1751, in dem Gellert den Freund einlädt, „Caffee bey mir [zu] trinken“. (GBW I, Brief 60, S. 75).

<sup>18</sup> Zur Reflexion des Konstruktionscharakters von ‚Natürlichkeit‘ in den Briefen von Caroline Lucius vgl. Tanja Rein: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003, S. 164-201.

<sup>19</sup> Schlegel: Vorrede des Übersetzers, S. VII.

Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgensten Geheimnisse der Liebe so scharfsinnig, daß man die erhabene Enthusiasterey der platonischen Liebe nicht mit stärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen sie einzuwenden haben, wenn sie sich nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die andre Seite schlugen, der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen, und sie ganz für eine sinnliche Empfindung ausgegeben wollten. (GSchr. IV, 133)

Diese Passage stammt, was Lessing offenbar aufgefallen ist, fast wörtlich aus Schlegels Vorrede. Gleiches gilt für die folgende Bemerkung:

Manche Wahrheit würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser, oder die Verfasserinn, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können. Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konnte sie eine Lenclos am ersten schreiben. (GSchr IV, 133f.)

Schlegel selbst entfaltet den Gedanken, dass Ninon de Lenclos eine ideale Erzählerin sei, in seiner Vorrede freilich noch ausführlicher:

Der Verfasser wollte das Herz der Frauenzimmer ausforschen, und verschiedene Wahrheiten sagen, die in dem Munde einer Mannsperson Beleidigungen gegen das schöne Geschlecht geworden seyn würden. Gleichwohl kamen in seinem Plane wieder andre Sätze vor, welche in dem Munde eines Frauenzimmers anstößig klingen konnten, da selbst den Philosophinnen engere Gränzen des Wohlstandes vorgeschrieben sind, als den Philosophen. Er mußte also eine Frauensperson wählen, der die Schriftsteller ihrer Zeit das Zeugniß gaben, daß sie mehr männlich als weiblich, dächte, und die von sich selbst sagen könnte, daß sie sich durch Ueberlegung zu einer Mannsperson gemacht habe.<sup>20</sup>

Schlegel bezieht sich hier auf eine in vielen Quellen kolportierte angebliche Aussage Ninons, die auch in den von ihm übersetzten fiktiven Briefen zitiert wird: „Dès que j'ai fait usage de ma raison, je me suis mis en tête d'examiner lequel des deux sexes étoit le mieux partagé. J'ai vu que les hommes ne s'étoient point du tout maltraités dans la distribution des rôles, & je me suis faite *homme*.“<sup>21</sup> Der Satz „Je me suis faite homme“ / „Ich habe mich zum Mann gemacht“, der Ninons symbolischen Geschlechtswechsel pointiert zum Ausdruck bringt, geistert seitdem als einer der berühmtesten Ninon-Aussprüche durch die Literatur. Noch im Laufe des 18. Jahrhunderts brachte er es sogar zum Beispielsatz für die grammatisch korrekte Angleichung von Partizipien. Jean-François Marmontel erklärt in seiner *Grammaire*:

Ninon l'Enclos disoit:  
Je me suis *faite* homme  
et elle parloit bien; mais Ninon n'auroit pas dit « je me suis *faite aimer* »  
Dans l'un, c'est *me* qui est régime de *faite*, dans l'autre, c'est *aimer* qui est régime de *fait*.<sup>22</sup>

Später geht der Satz auch in die um die Gestalt der Ninon kreisende fiktionale Unterhaltungsliteratur ein, so z.B. in die Vaudeville-Komödie *Ninon, Molière et Tartuffe* von Henri Simon (uraufgeführt 1815).<sup>23</sup> Dabei gibt es keinen echten Beleg dafür, dass die historische Ninon diesen Satz jemals gesagt hat. Die Quelle des Mythos von der weiblich-

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Lettres de Ninon de Lenclos au marquis de Sévigné, S. 46.

<sup>22</sup> Œuvres posthumes de Marmontel. Historiographe de France, secrétaire perpétuel de l'Académie Française. Imprimées sur le manuscrit autographe de l'auteur. Paris 1806, S. 245.

<sup>23</sup> Ninon singt in diesem Stück: „Dans le fond de mon âme / Un jour m'apercevant / Que le rôle de femme / N'avait rien d'attrayant, / D'un sexe qu'on renomme / J'empruntai quelques traits / Et je me suis faite homme.“ Henri Simon: *Ninon, Molière et Tartuffe*. Comédie vaudeville en un acte. Paris 1815, S. 13f.

männlichen Doppelnatur scheint vielmehr in einem bekannten Huldigungsgedicht von Saint-Evremond zu liegen. Dort wird Ninon als eine Mischung aus Epikur und Cato apostrophiert.<sup>24</sup>

Wir haben es also bei den fiktiven *Lettres de Ninon de Lenclos* mit einem interessanten Fall von *cross gender writing* zu tun: Ein männlicher Autor wählt für seinen freizügigen Briefroman eine weibliche Sprecherfigur, die – innerhalb der Fiktion – einen partiellen Geschlechtswechsel vollzogen haben will: „J'ai plus de fermeté dans l'esprit que vous ne l'imaginez, & et je crains bien que la suite de notre commerce ne vous fasse penser que quelquefois je pousse cette vertu jusqu'à la sévérité. Mais souvenez-vous alors que je n'ai que les dehors d'une femme, & que je suis homme par le cœur & par l'esprit“, so charakterisiert sich die Erzählerin im zweiten Brief.<sup>25</sup> Dem Äußeren nach ist sie mithin weiterhin eine Frau und wird folglich von Frauen als ihresgleichen betrachtet, was ihr die Innensicht auf das weibliche Geschlecht ermöglicht; innerlich aber ist sie ein Mann, was ihr die Möglichkeit gibt, von außen auf das weibliche Geschlecht zu blicken. – Der ebenfalls männliche Übersetzer lobt den männlichen Autor für diese Eingebung, da genau auf diese Weise Wahrheiten gesagt werden könnten, die auszusprechen der Anstand sonst verböte. Der literarische Kunstgriff, eine Art sozialen Hermaphroditen sprechen zu lassen, eröffnet mit Blick auf die männliche Obsession der Zeit, das weibliche Herz „auszuforschen“, geradezu utopische Möglichkeiten: eine tabubefreite, Innen- und Außenperspektive verschränkende Gesamtsicht auf die weibliche Psyche. Crébillon zögert nicht, das voyeuristische Potenzial dieser Erzählsituation genüsslich zu nutzen, indem er seine Ninon-Figur von den Geheimnissen weiblicher Sexualität sprechen lässt. Immer wieder kokettiert seine Ninon mit der Rolle der Verräterin ihres Geschlechts,<sup>26</sup> die – da sie als Frau eingeweiht, aber als Mann nicht zur Loyalität mit dem weiblichen Geschlecht verpflichtet ist – ein tabuisiertes Wissen preisgibt: dass auch Frauen nicht von Tugenden, sondern von Trieben gelenkt sind, auch wenn sie gelernt haben, diese Tatsache höchst kunstvoll zu verbergen.

Bevor ich Schlegels Begründung des „moralischen Nutzen[s]“ dieser offenkundig so wenig tugendhaften Briefe und seine Auseinandersetzung mit dem Liebeskonzept der Ninon-Figur ausführlicher darstelle, möchte ich mich zunächst der Übersetzung selbst zuwenden und darlegen, welcher Strategien sich Schlegel bedient, um das libertine Werk für das deutsche Publikum genießbar zu machen.

### **3. Vom galanten zum empfindsamen Liebesdiskurs: Schlegels Übersetzungsstrategie**

Warum engagieren sich zwei eingefleischte Moralthologen für den Transfer eines von vornherein als wenig tugendkonform erkannten französischen Werkes nach Deutschland? Eine erste Antwort auf diese Frage ist weiter oben bereits gegeben worden: der Mangel an Modellen

---

<sup>24</sup> Die Verse aus einem (authentischen) St-Evremonds Brief an Ninon de Lenclos aus dem Jahr 1685 lauten: „L'indulgent et sage Nature / A formé l'âme de Ninon / De la volupté d'Épicure / Et de la vertu de Caton.“

<sup>25</sup> *Lettres de Ninon de Lenclos*, S. 6.

<sup>26</sup> Schon im ersten Brief weckt die Erzählerin scheinheilig die voyeuristische Neugier männlicher Leser: „J'ai d'ailleurs un scrupule dans l'âme. Je prévois que je ne pourrai guères [!] être sincère [!] sans médire un peu de mon Sexe. Mais vous voulez sçavoir ce que je pense sur l'amour, & je me sens assez de courage pour vous parler avec franchise.“ (*Lettres de Ninon de Lenclos*, S. 3).

für weiblichen Briefstil. Eine weitere mögliche Antwort ergibt sich aus den allgemeinen Übersetzungstendenzen oder -moden im 18. Jahrhundert. Yong-Mi Quester hat in ihrer Dissertation „Frischer Import“ die Rezeption freizügiger französischer Romane in Deutschland im Zeitraum 1730 bis 1800 umfassend untersucht. Dabei geht sie bewusst von einer weiten Definition aus: Als „freizügig“ bezeichnet sie Werke, „in denen erotische Motive und Topoi die Gesamthandlung oder wesentliche Erzählstränge des Romans konstituierend prägen“, die Liebeskonzeption „vorwiegend galant und materialistisch geprägt“ ist und in denen Erotisches detailliert und anschaulich in Szene gesetzt wird.<sup>27</sup> Die Ninon-Briefe fallen somit unter diese Definition und sind entsprechend auch im Untersuchungskorpus aufgeführt.

Quester zufolge lässt sich die Rezeption freizügiger Romane in Deutschland in drei Hauptphasen einteilen: In der um 1730 einsetzenden ersten Phase hätten große moralästhetische Vorbehalte gegen den deutschen Roman vom heroisch-galanten Typus bestanden, während französische moralistische Werke als vorbildhaft angesehen wurden. Als jedoch die ersten lizenziösen Romane erschienen, habe sich dieses positive Bild französischer Literatur allmählich getrübt, so sehr, dass man um 1750 französische Romane mit freizügigen Romanen gleichsetzte, während der englische empfindsame Roman (Samuel Richardsons Romane *Pamela, or Virtue Rewarded* und *Clarissa, or, The History of a Young Lady* erschienen 1740 bzw. 1748) Vorbildcharakter gewann. Genau um diese Zeit erreichte zugleich die Rezeption freizügiger Romane aus Frankreich ihren Höhepunkt. Zahlreiche Besprechungen belegen, so erläutert Quester, die weite Verbreitung und große Bekanntheit der Werke. Interessanterweise hätten sich jedoch die Kritiker diesen erotischen Werken gegenüber in dieser zweiten Phase „vergleichsweise liberal“ verhalten, indem sie sie nicht allein nach moralischen, sondern auch nach ästhetischen Kriterien bewerteten. Um 1760, d.h. mit dem Einsetzen der sentimentalromanischen Mode in Frankreich (*La Nouvelle Héloïse*, 1761), ließ das Interesse an freizügigen Romanen merklich nach. Ab 1770 setzte dann eine dritte Phase ein, in der die freizügige Literatur kontrovers beurteilt wurde: Von der konservativen Kritik wurde sie nunmehr ohne Rücksicht auf ästhetische Qualitäten oder freidenkerisch-emanzipatorische Aspekte als unmoralisch verdammt, während sie von anderen als frivole Unterhaltungsliteratur geschätzt wurde.<sup>28</sup>

Questers grundlegende Forschungen zeigen, dass Schlegels Ninon-Übersetzung genau auf dem Höhepunkt der Rezeption freizügiger Romane erschien. Die Vermutung liegt daher nahe, dass der ehrgeizige Philipp Erasmus Reich, der 1746 Geschäftsführer der Weidmannschen Buchhandlung geworden war, das Segment der freizügigen französischen Romanliteratur gezielt erweitern wollte. Offenbar erschienen jedoch bei Weidmann tatsächlich nur vereinzelt Romane mit freizügigem Inhalt. Der größte verlegerische Coup war in dieser Hinsicht die erste deutsche Ausgabe von Abbé Prévosts Erfolgsroman *Histoire du Chevalier Des Grieux et de Manon Lescaut*, der 1756 bei Weidmann erschien. Allerdings engagierte sich Reich bekanntlich in den fünfziger Jahren nachdrücklich für die aktuelle englischsprachige Literatur und veröffentlichte u.a. die ersten Übersetzungen der Briefromane Richardsons. Sein

---

<sup>27</sup> Quester: *Frischer Import*, S. 21f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 33f.

Interesse an den vermeintlichen Ninon-Briefen mag also auch mit dem großen Erfolg des neuen Genres „Briefroman“ zusammenhängen. Es ist daher nicht erstaunlich, dass Gellert daran gelegen war, Reich bei seiner Suche nach einem geeigneten Übersetzer zu unterstützen: Er selbst war trotz der finanziell überaus erfolgreichen Zusammenarbeit mit seinem bisherigen Verleger Wendler nicht mehr zufrieden<sup>29</sup> und strebte einen Wechsel zu Weidmann an, den er allerdings erst 1756 tatsächlich vollzog. Arto-Haumacher zufolge setzte Gellert in den geschäftstüchtigen und reformfreudigen Verleger große Hoffnungen: „Von Reich erwartete sich Gellert nicht nur eine bessere Betreuung, auch den professionell organisierten Vertrieb durch die Weidmannsche Buchhandlung mit Hilfe zahlreicher, auch europäischer Geschäftsfilialen hofft Gellert mit Gewinn für die Verbreitung seiner Schriften nutzen zu können.“<sup>30</sup> Gellert wollte also offenbar Reich gegenüber ebenfalls als nutzbringender Partner auftreten und ihn bei Aufbau und Pflege eines für ihn lukrativen Segments unterstützen. Zugleich lag ihm daran, Schlegel bei dem aufstrebenden Verleger einzuführen, der, wie er glaubte, „bald der Besitzer der Weidmannischen Handlung“<sup>31</sup> sein würde.

Questers Forschungen sind noch in einem weiteren Punkt erhellend für die Auseinandersetzung mit dem Fall „Ninon“, nämlich im Hinblick auf die Frage nach dem Wie der Übersetzung. Quester zeigt anhand verschiedener Beispiele, dass die Übersetzer libertiner französischer Literatur sich in der Regel sehr eng an die Vorlagen hielten:

[D]ie Übersetzer orientieren sich am Ausgangstext und geben ihre Vorlagen vollständig wieder; in der Regel werden auch die Paratexte übernommen. Ablauf und Struktur werden nicht verändert, weder Passagen gestrichen, noch hinzugefügt. Häufig folgen die Übersetzer ihrem Prätext auf Satz- und Wortebene.<sup>32</sup>

Dieser Befund ist nicht so erstaunlich, wie es zunächst scheinen mag, er bestätigt vielmehr, dass das neue Ideal übersetzerischer „Treue“, das sich um die Mitte des Jahrhunderts durchsetzte und an die Stelle der älteren Konzeption der konsequenten Einbürgerung fremdsprachiger Texte trat, gattungsübergreifend durchsetzte.<sup>33</sup> Man wollte nun die fremdsprachigen Texte in bezug auf „syntaktischen und logischen Ablauf“<sup>34</sup> möglichst exakt übersetzen und nahm dafür auch einen Verlust an stilistischer Eleganz in Kauf. Entsprechend den Forderungen, die Venzky (1734) und Breitingen (1740) in ihren Übersetzungspoetiken erhoben hatten, wurden Texte in der Regel vollständig übersetzt, allerdings waren Abmilderungen anstößiger Stellen, manchmal auch Kürzungen gängige Praxis.

An den Ninon-Briefen lässt sich beobachten, dass auch Schlegel das neue Ideal der „Treue“ zum Originaltext – Treue darf hier allerdings keineswegs mit Wörtlichkeit verwechselt werden – verinnerlicht hat. Da die Briefe keine explizit priapeischen Stellen aufweisen, sieht er

---

<sup>29</sup> Arto-Haumacher hält es für wahrscheinlich, dass es zu Spannungen mit Wendler gekommen war. Vgl. Rafael Arto-Haumacher: Gellert, seine Verleger und ‚das Geschäft‘. Zum Verlagswesen im 18. Jahrhundert. In: Verehrt – verkannt – vergessen. Christian Fürchtegott Gellert zum 280. Geburtstag. Egelsbach 1996, S. 31–55, hier S. 38.

<sup>30</sup> Ebd., S. 39f.

<sup>31</sup> Brief an Johann Adolph Schlegel, 2. November 1750, GBW I, Brief 49, S. 64.

<sup>32</sup> Quester: Frivoler Import, S. 118.

<sup>33</sup> Vgl. dazu Iris Konopik: Leserbilder in französischen und deutschen Übersetzungskonzeptionen des 18. Jahrhunderts. Tübingen: Stauffenburg 1997, S. 110–114.

<sup>34</sup> Quester: Frivoler Import, S. 120.

sich zu Auslassungen nicht gezwungen. Allerdings verfolgt auch er bei der Übersetzung erotisch konnotierter Inhalte eine subtile Strategie der Überführung der galanten in die empfindsame Liebessprache, was sich vor allem auf der Ebene der Wortwahl nachvollziehen lässt. Dabei geht es ihm, wie ich anhand einiger Beispiele zeigen möchte, stets darum, für im Französischen eindeutig sexuell konnotierte Begriffe im Deutschen (Schein-)Entsprechungen zu finden, die den Lesern – bzw. Leserinnen – bereits aus der empfindsamen Literatur vertraut waren. Auf diese Weise gelingt es Schlegel, einerseits das zu seiner Zeit maßgebliche Übersetzungsideal zu respektieren, andererseits dennoch eine Anpassung an den Erwartungshorizont seines Publikums und zugleich an das empfindsame Tugendideal vorzunehmen. Dafür ein erstes Beispiel: die Übersetzung des Begriffs *maîtresse*.

A votre âge, ne pouvant penser à prendre un engagement sérieux, on n'a pas besoin de trouver un Ami dans une femme, on ne doit y chercher qu'une Maitresse aimable. (2. Brief, LN 9)

Da man in Ihrem Alter an keine ernsthafte Verbindung denken kann, so ist es nicht nöthig, daß man in einem Frauenzimmer eine Freundin finde; man muß bloß eine liebenswürdige Gebieterinn in ihr suchen. (2. Brief, BN 7)

Bekanntlich hat das französische Wort *maîtresse* im Laufe der Jahrhunderte einen pejorativen Bedeutungswandel durchgemacht, der um 1750 längst vollzogen war.<sup>35</sup> Anderes gilt für den von Schlegel gewählten Begriff *Gebieterin*, der um 1750 als Bezeichnung für die geliebte Frau in der zeitgenössischen Literatur etabliert ist, der aber nicht auf das Vorhandensein einer sexuellen Beziehung anspielt. Aus Adelungs 1774 erstmals erschienen *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* geht klar hervor, dass das deutsche Wort *Gebietherinn* auch nach 1750 noch keinen auf außereheliche Beziehungen verweisenden Nebensinn hatte, vielmehr der Bezug zur Minne und damit zu sexuell gerade nicht realisierten Liebesbeziehungen noch präsent war:

Die Gebietherinn, [451-452] plur. die -en, eine Person weiblichen Geschlechtes, welche uns zu gebiethen hat. Rom ward die Gebietherinn der Welt. Liebste Gebietherinn, sagt die Kammerfrau zu ihrer Frau in einem Wienerischen Schauspiele. In der anständigen Schreibart gebraucht man dieses Wort auch von einer geliebten Person, das Franz. Maitresse auszudrücken. So sang schon Walther von Klingen: Frowe min gebieterinne. Und an einem andern Orte: Teilte min gebieterinne Mir ir minnedliche minne So wer al min truren hin.<sup>36</sup>

Ninons Rat, der Marquis möge sich lieber eine nette Bettgenossin suchen als eine verbindliche Seelenfreundin, wird so weit weniger deutlich als im Original. Eine weitere Stelle aus dem gleichen Brief mag zeigen, dass es sich bei dieser Entsexualisierung um eine allgemeine Übersetzungsstrategie handelt:

Il ne nous faut de richesses qu'à proportion de nos besoins, & ce que vous avez à faire de mieux, c'est je crois, de vous attacher à celles qui joignent à une figure aimable de la douceur dans le commerce, de la gayté dans l'humeur, du goût pour les plaisirs de société, & qu'une affaire de cœur n'effarouche pas. (2. Brief, LN 10)

<sup>35</sup> Bereits 1678 ist der Begriff *maîtresse* als Bezeichnung die Geliebte in einer außerehelichen Beziehung belegt. Vgl. Le Grand Robert de la langue française, Lemma „maître“. In dieser Bedeutung ist der Begriff auch in den Romanen von Abbé Prévost und Laclos belegt.

<sup>36</sup> Vgl. Johann Christoph Adelung: Grammatisch-Kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Lemma „Gebietherinn“; Online-Ressource. URL: [http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009132\\_2\\_0\\_547](http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009132_2_0_547); letzter Abruf 2.3.2015.

Wir haben nicht mehr Reichthümer nöthig, als so viel unsere Bedürfnisse erfordern; und das Beste, was Sie thun können, ist, dünkt mich, dieses, daß Sie sich nur an diejenigen halten, die mit einer liebenswürdigen Gestalt Leutseligkeit in ihrem Umgange, Lustigkeit in ihrem Wesen, und einen Geschmack an den gesellschaftlichen Freuden verbinden; an diejenigen, die durch eine Angelegenheit des Herzens nicht aufgebracht werden. (2. Brief, BN 7/8)

Hier – wie auch an anderen Stellen – ist es der Ausdruck *affaire de cœur*, den Schlegel durch seine Übersetzung entschärft, indem er von einer „Angelegenheit des Herzens“ spricht. Bereits bei Molière wird der Begriff *affaire*, selbst ohne Zusatz, zur Bezeichnung einer galanten Liebesaffaire benutzt.<sup>37</sup> Die von Schlegel gewählte Genitivfügung – an anderer Stelle übersetzt er *affaire de cœur* gar mit „Verbindung des Herzens“ (3. Brief, BN 17) – weist dagegen in die Sprachwelt der Empfindsamkeit, in der ähnliche Fügungen – man denke an die „Geschichte meines Herzens“ – weit verbreitet sind und der Begriff *Herz* gerade nicht euphemistisch auf Sexuelles verweist, sondern auf den Bereich des Seelischen, ja sogar auf die ganze Person in ihrer psychophysischen Einheit. In Gellerts Rührendem Lustspiel *Die zärtlichen Schwestern* wird dies in einem Dialog zwischen Cleon und der heiratsunwilligen Tochter Julchen unmittelbar deutlich:

CLEON. Mädchen, was willst du mit deinem Vielleicht? Wir reden ja nicht von verborgenen Sachen: du darfst ja nur dein Herz fragen.  
JULCHEN. Aber wenn nun mein Herz so untreu ist und mir nicht aufrichtig antwortet?  
CLEON. Rede nicht so poetisch. **Dein Herz bist du**, und du wirst doch wissen, was in dir vorgeht. (GSchr III, 217; Hervorhebung VV)

Auch die Übersetzung von *douceur*, wörtlich „Süße“, durch „Leutseligkeit“ ist signifikant, wird doch auch hier eine Sinnlichkeit evozierende Vokabel gewissermaßen entsinnlicht und in die Nähe einer christlichen Tugend gerückt. Das Grimm'sche Wörterbuch bringt unter dem Lemma „Leutseligkeit“ zahlreiche Belege dafür, dass dieser Begriff im 18. Jahrhundert im Sinne christlich motivierter Menschenfreundlichkeit gebraucht wurde.<sup>38</sup> Tendenziell findet solche Entsinnlichung auch bei der Übersetzung von *effaroucher* durch „aufbringen“ statt. Das französische Verb *effaroucher* ruft das Adjektiv *farouche* auf, das an ein scheues Tier denken lässt, das aus Angst immer fluchtbereit ist. Ninon spricht also für den frankophonen Leser deutlich erkennbar von Frauen, die aus Angst vor dem Verlust ihrer Tugend vor Affären weglaufen, noch bevor der Liebhaber zum Ziel kommt.

Ein weiteres Beispiel für Schlegels Tendenz, den Wortschatz der Galanterie in eine mit christlichen Moralvorstellungen kompatible empfindsame Sprache zu übersetzen, stammt ebenfalls aus dem zweiten Brief:

Il ne faudroit donc vous attacher qu'à une femme qui, comme un enfant aimable, vous amusât par d'agréables folies, par de légers caprices, & et par tous ces jolis défauts qui font le charme d'un commerce galant. (2. Brief, LN 12)

Solchergestalt müssen Sie sich nur an ein Frauenzimmer halten, das, wie ein liebenswürdiges Kind, Sie durch anmuthige Thorheiten, durch flüchtige Eigensinnigkeiten,

<sup>37</sup> Vgl. Le Grand Robert de la langue française, Lemma „affaire“.

<sup>38</sup> Deutsches Wörterbuch, Lemma „leutseligkeit“, Online-Ressource. URL: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GL05125#XGL05125>; letzter Abruf 2.3.2015.

und durch alle artigen Fehler, belustigte, in denen der Reiz eines galanten Umgangs besteht. (2. Brief, BN 9)

Sowohl *folie* als auch *caprice* sind im Kontext sexuell konnotierte Begriffe. Der eine, *folie*, meint, so erläutert der *Trésor de la langue française*, „[t]rouble du comportement et/ou de l'esprit, considéré comme l'effet d'une maladie altérant les facultés mentales du sujet“,<sup>39</sup> d.h. ein krankheitsbedingtes Aussetzen des Verstandes, im erotischen Kontext also eine „kleine Verrücktheit“, und ist demnach keineswegs gleichbedeutend mit dem moralisierenden Begriff *Thorheit*, der im Sprachgebrauch der Zeit entweder „Dummheit“ bedeutet oder ein moralisches Fehlverhalten meint und somit eher dem französischen Begriff *bêtise* entsprechen würde. Auch hierfür ließe sich Gellerts Lustspiel *Die zärtlichen Schwestern* als Beleg heranziehen: In der letzten Szene, in der Lottchen erkennen muss, sich in ihrem Liebhaber Siegmund getäuscht zu haben, ist von der „Thorheit des Liebhabers“ (GSchr III, 261) die Rede, die Lottchen unglücklich gemacht habe. Diese Thorheit bestand im Falle Siegmunds darin, dem Streben nach finanziellem Gewinn Vorrang über die Liebe zu geben und sich damit moralisch zu diskreditieren.<sup>40</sup>

Das Adjektiv *anmuthig* für *agréable* verweist außerdem eher auf eine angenehme äußere Erscheinung, als auf die für den Mann „angenehmen“ Wirkungen der besagten „folies“. Adelung definiert „Anmuth“ als die „sanfte angenehme Empfindung, welche durch den Genuß des guten [!] hervor gebracht wird“ und führt als Beispiel einen Gellert-Satz an: „Wie viele Anmuth des Lebens rauben sich diejenigen, die sich aus Eigensinn zu einem ehelosen Stande verdammen“. <sup>41</sup> *Eigensinnigkeit* wiederum gibt nur *einen* Aspekt von *caprice* wieder und verschweigt den erotischen, der im Französischen ebenfalls mitschwingt: *caprice* als ein kurzfristiges Begehren, ein „désir“. <sup>42</sup> Die historische Ninon soll den Begriff *caprices* sogar als Bezeichnung für diejenigen ihrer Liebhaber benutzt haben, die nicht zahlen mussten, da sie wirklich von ihr begehrt wurden. <sup>43</sup> „Eigensinnigkeiten“ sind dagegen keine sinnlichen Begehrlichkeiten, sondern Launen des Verstandes. In der deutschsprachigen empfindsamen Literatur taucht der Begriff häufig auf, und zwar durchaus in Bezug auf weibliche Figuren. Allerdings ist gänzlich anderes gemeint als in der zitierten Passage. So wird etwa das auf seiner Freiheit beharrende und daher der Ehe abgeneigte Julchen in den *Zärtlichen Schwestern* mehrfach ausdrücklich als „eigensinnig“ charakterisiert: „Rede ihr doch zu, daß sie ihren

<sup>39</sup> *Trésor de la langue française*, Lemma „folie“, Online-Ressource. URL:

<http://atilf.atilf.fr/dendien/scripts/tlfiv5/visusel.exe?13;s=1153128870;r=1;nat=;sol=2>; letzter Abruf 2.3.2015.

<sup>40</sup> Ein weiteres Beispiel wäre Gellerts dem Verhältnis von Mann und Frau gewidmete Verserzählung Crispin und Crispine aus der Sammlung von 1756, in der es heißt: „Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben / Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben, Dieß ist vielleicht nicht selten wahr. / Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren, / Der Frau, Verstand zu haben, wehren, / Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren, / Und über Thorheit sich beschweren, Klingt in der Tat sehr wunderbar, Und dennoch ist's nicht selten wahr.“ (GSchr I, 238f.)

<sup>41</sup> Adelung: Historisch-kritisches Wörterbuch, Lemma „Anmuth“, Online-Ressource. URL:

[http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009131\\_3\\_2\\_2403](http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009131_3_2_2403); letzter Abruf 2.3.2015. Zur generellen Bedeutung von Gellert-Belegen in Adelungs Wörterbuch vgl. Michael Mühlenhort: *Das Grammatisch-kritische Wörterbuch* von Johann Christoph Adelung: ein Gellert-Wörterbuch? In: Sibylle Schönborn, Vera Viehöver (Hg.): *Gellert und die empfindsamen Aufklärung. Vermittlungs-, Austausch- und Rezeptionsprozesse in Wissenschaft, Kunst und Kultur*. Berlin: ESV 2009, S. 153-173.

<sup>42</sup> Vgl. *Le Grand Robert de la langue française*, Lemma „caprice“.

<sup>43</sup> Im Gegensatz zu den „payeurs“ und den „martyrs“. Vgl. den Klappentext zu Michel Vergé-Franceschi: *Ninon de Lenclos*. Paris: Payot 2014. URL: [http://www.payot-rivages.net/livre\\_Ninon-de-Lenclos-Michel-VERGE-FRANCESCHI\\_ean13\\_9782228910484.html](http://www.payot-rivages.net/livre_Ninon-de-Lenclos-Michel-VERGE-FRANCESCHI_ean13_9782228910484.html); letzter Abruf: 5.3.2015.

Eigensinn fahren läßt, und sich endlich zu einem festen Bündniße mit dem Herrn Damis entschließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede“, beschwört Cleon Julchens Schwester Lottchen, und diese antwortet: „Mich deucht, Herr Damis ist Lottchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigensinn leicht in eine beständige Liebe verwandeln kann.“ (GSchr III, 2000) Julchens „Eigensinn“ besteht also – gänzlich konträr zu dem von Ninon Gemeinten – in der Verweigerung einer Beziehung zum männlichen Geschlecht.

Auch der Begriff *commerce*, von Schlegel neutral mit „Umgang“ wiedergegeben, ist im Kontext längst als euphemistische Bezeichnung für eine Liebesaffaire etabliert und wird im Roman mehrfach in dieser Bedeutung gebraucht.<sup>44</sup> Beispiele für solche tendenziell vom Gemeinten ablenkenden Übersetzungsentscheidungen ließen sich noch in großer Zahl anführen.

Ein letztes Beispiel mag deutlich machen, dass der Tugendwächter auch im grammatischen Detail stecken kann:

Vous n'avez besoin que d'être amusé, & et vous ne trouverez que chez les femmes dont je vous parle ce qu'il faut pour cela. (2. Brief, LN 14)

Sie haben bloß Zeitvertreib nöthig, und nirgends werden Sie das finden, was Ihnen denselben verschaffen kann, als bey denen Frauenspersonen, von welchen ich rede. (2. Brief, BN 10)

Die Anzüglichkeit der Passiv-Formulierung, die den Mann zum passiven Genießer der ihm von den Geliebten verschafften Freuden macht, wird in der Übersetzung eliminiert. Auch ist der Begriff *Zeitvertreib*, den Schlegel regelmäßig für *amusement* verwendet (vgl. auch 4. Brief, BN 14), im Deutschland des 18. Jahrhunderts ganz und gar nicht erotisch konnotiert, während er im Französischen schon seit langem als Hinweis auf sexuelles Vergnügen verstanden wird. Schon La Bruyère hatte in den *Caractères* geschrieben: „La première (la femme galante) passe successivement d'un engagement à un autre; la seconde (la coquette) a plusieurs amusements tout à la fois.“<sup>45</sup> Zudem liegt auch in der Formulierung „was Ihnen denselben [Zeitvertreib] verschaffen“ ein Entschärfung. Adelungs *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* definiert *Zeitvertreib* sehr weit als „Verhinderung der unangenehmen Empfindung des langsamen Fortschrittes der müßigen Zeit“ und verweist damit auf den moralisch relevanten Zusammenhang von Müßiggang (Untätigkeit) und Zeitvertreib (Tätigkeit).<sup>46</sup> Im französischen Text steht jedoch sinngemäß zweideutig: „Bei den Frauen, von denen *ich* rede, werden Sie finden, was man braucht, um ‚amüsiert‘/ ‚gut unterhalten‘ zu werden.“ Schlegels Übersetzung macht aus der Zweideutigkeit eine aus moralischer Perspektive untadelige Eindeutigkeit.

#### **4. „Deutscher Diaconus“ und „französische“ Epicuräerin“: Schlegels Auseinandersetzung mit Ninons Liebeskonzeption**

---

<sup>44</sup> Der Trésor de la langue française weist auf den pejorativen Gebrauch des Wortes hin: „Relations charnelles, rapports intimes entre homme et femme“; TLF, Lemma „commerce“, Online-Ressource. URL: <http://atilf.atilf.fr/dendien/scripts/tlfiv5/advanced.exe?8;s=1153128870>; letzter Abruf: 2.3.2015.

<sup>45</sup> Beispiel nach *Le Grand Robert de la langue française*, Lemma „amusement“.

<sup>46</sup> Adelung: Historisch-kritisches Wörterbuch, Online-Ressource. Lemma „Zeitvertreib“, Online-Ressource. URL: [http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009134\\_9\\_0\\_373](http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009134_9_0_373); letzter Abruf 2.3.2015.

Dass Schlegel die Nicht-Authentizität der *Lettres de Ninon de Lenclos* schnell erkannt hat, hindert ihn nicht daran, sich mit Ninon als Vertreterin einer spezifischen Liebeskonzeption auseinanderzusetzen. Man könnte sogar sagen, dass er sich dazu geradezu genötigt sieht, entsprach es doch den Gepflogenheiten, dass Übersetzer den moralischen Nutzen ihrer Übersetzungen rechtfertigen mussten.<sup>47</sup> Welchen Nutzen aber sollte ein Werk haben, das, wenn nicht von der Kurtisane Ninon persönlich, so doch von dem berühmten Crébillon fils verfasst war, dessen feinen Witz Gellert in seinen vermutlich Ende der fünfziger Jahre entstandenen *Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt* mit dem verführerischen Glanz der „Schönheit in dem Hause der Unzucht“ (GSchr V, 309) vergleicht?

Schlegel sieht zunächst im Vergnügen an der „anmuthigen Schreibart“<sup>48</sup> einen Gewinn für den Leser, doch sei dies nicht der einzige Nutzen der Briefe. Vielmehr könne ihr „Inhalt selbst [...] uns lehrreich werden, wenn wir ihn von der rechten Seite betrachten“, seien die Briefe doch „eine getreue Schilderey des menschlichen Herzens“ und „ein moralisches System der Liebe“.<sup>49</sup> Worin besteht nun aber konkret der Nutzen der Lektüre? Schlegel sieht ihn zunächst darin, dass Ninon in ihren Briefen jeden Versuch verächtlich mache, Liebe rein geistig zu definieren: „Sie zeigen die angenehmen und erhabenen Träumereyen der platonischen Liebe, die für den Menschen nicht gemacht ist, von ihrer schwachen Seite.“<sup>50</sup> Die „gänzliche[] Verurtheilung alles sinnlichen Vergnügens“ sei eine „Thorheit“ und zeuge nicht von Tugend, sondern von Stolz.<sup>51</sup> Es sei also „der Tugend zuträglich, wenn die Blößen der platonischen Liebe aufgedeckt werden.“<sup>52</sup> Noch zuträglicher sei es allerdings, wenn „die ihr entgegengesetzte sinnliche Liebe von ihrer verächtlichen Seite [gezeigt]“ werde.<sup>53</sup> Gegen die sinnliche Liebe sei nämlich derjenige am besten gefeit, der erkannt habe, dass es einer Beleidigung gleichkomme, wenn der Mensch auf ein Objekt sinnlicher Begierde reduziert werde. Ninons illusionsloser Blick auf die sinnliche Liebe könne deshalb die „Eigenliebe“<sup>54</sup> stärken und damit letztlich dazu beitragen, dass „die Tugend einen leichtern Zutritt zu [den] Seelen“ finde.<sup>55</sup>

Schlegel unterschlägt dabei wohlweislich, dass es Ninon um Tugend gar nicht geht. Die Ninon-Figur der Briefe vertritt vielmehr ein materialistisches Verständnis von Liebe, das in vermeintlichen Tugenden nichts anderes zu sehen vermag als lächerliche Verbrämungen sinnlicher Begierden. Schlegels Rechtfertigungstaktik besteht nun darin, dass er Ninon unterstellt, grundsätzlich mit den eigenen Auffassungen übereinzustimmen. Leider nur sei es ihr – oder dem wahren Verfasser der Briefe – nicht immer gelungen, die Botschaft deutlich genug zu vermitteln. Immer dann, wenn sich Ninon in ihren Äußerungen zu weit vom Weg der Tugend fortbewegt, unterstellt Schlegel ihr Ironie – so etwa im 49. Brief, wo sie über die Unbeständigkeit

---

<sup>47</sup> Vgl. dazu Konopik: *Leserbilder*, S. 101.

<sup>48</sup> Schlegel: *Vorrede des Uebersetzers*, S. IV.

<sup>49</sup> Ebd.

<sup>50</sup> Ebd., S. VIII.

<sup>51</sup> Ebd.

<sup>52</sup> Ebd., S. IX.

<sup>53</sup> Ebd.

<sup>54</sup> Ebd., S. X.

<sup>55</sup> Ebd.

spricht. Ninon zitiert hier – affirmativ, wie unschwer zu erkennen ist! – einen Monsieur de Coulanges mit dem Ausspruch: „Die Beständigkeit ist die Tugend der Leute von mittelmäßigen Verdiensten“ (49. Brief, BN 239) und mokiert sich über Menschen, die die „Beständigkeit zu dem Range einer Tugend erheben“ (49. Brief, BN 240). Schlegel kommentiert: „Selbst der ironische Ton, in welchem Lenclos in diesem Briefe redet, deutet uns an, wie wir diese Sätze verstehen sollen. Aber es wird doch nicht für alle deutlich genug seyn.“<sup>56</sup>

Ironie unterstellt er Ninon auch im 25. Brief, in dem sie in witzigem Ton erklärt, sie glaube sehr wohl, dass es tugendhafte Frauen gebe, die gegen männliche Verführungskunst gefeit seien: „Habe ich, da ich das Frauenzimmer mit belagerten Festungen verglichen, dadurch behauptet, daß es keine Städte gäbe, die nicht erobert worden wären? Wie hätte ich dieses sagen können? Es gibt ja welche, die niemals belagert worden sind.“ (25. Brief, BN 103) Es gebe sogar Frauen, die selbst bei hartnäckiger Belagerung tugendhaft blieben, und zwar die, die ein vollständig zur Leidenschaft unfähiges Temperament besäßen, sowie die wenigen, die keinen „hassenswerten Mann“ (25. Brief, BN 104) hätten. Auch diese Passage ist mitnichten ironisch aufzufassen, vielmehr zeigt sie exemplarisch den Sarkasmus der Crébillon'schen Ninon-Figur.

Schlegels Hauptvorwurf an den Roman besteht nun aber darin, dass dieser nirgends die Liebe „von ihrer schönen Seite“ vorstelle und nicht „das Wesen der wahren Liebe“ zeige.<sup>57</sup> Dabei wäre es doch ein Leichtes gewesen, dies zu tun: Man hätte nur, so schlägt er vor „einen zweyten Theil von Briefen der Gräfinn an ihre Freundinn, die Frau von Sablière“ hinzufügen müssen.<sup>58</sup> Warum der Verfasser auf diese Idee nicht selbst gekommen ist oder sie, falls er sie denn hatte, nicht realisiert hat – dafür hat Schlegel ebenfalls eine passende Erklärung:

Freylich gehört für einen Schriftsteller, der nach einem allgemeinen Beyfalle strebt, sehr viel Ueberwindung dazu, wenn er es wagen soll, in einem Lande von der Tugend in der Liebe zu reden, wo es fast wider den Wohlstand läuft, und einen Mann von schlechter Lebensart ankündigt, wenn man in der Liebe Grundsätzen der Tugend folgen will; wo die ehliche Liebe, bey der man allein die wahre Liebe finden kann, ein Lächerliches ist, das man kaum dem gemeinen Manne, geschweige Leuten von der großen Welt, übersieht [...].<sup>59</sup>

Schlegel macht aus Crébillon einen verhinderten Botschafter der Tugend: Er hätte ja gern gewollt, allein ihm fehlte der Mut, sich im verderbten Frankreich dem allgemeinen Spott auszusetzen...

Im letzten Teil seiner Vorrede setzt sich Schlegel schließlich mit der Frage auseinander, in welchem Verhältnis der natürliche sinnliche Trieb des Menschen zur Tugend stehe. In der Tat sei der „Trieb, zu lieben“<sup>60</sup> an sich weder gut noch böse, daher sei die Liebe auch an sich noch keine Tugend. Allerdings könne sich jeder Trieb in eine Tugend verwandeln und sei dazu bestimmt, dies zu tun. Nur wer den Menschen nach dem Modell der „unbeseelten Maschine“<sup>61</sup> denke, könne wie Ninon zu dem Schluss kommen, dass der Mensch keine Gewalt darüber habe, ob und wann er von der Liebe übermannt werde. Der Weg zur Herrschaft über die

---

<sup>56</sup> Ebd., S. XII.

<sup>57</sup> Ebd., S. XIII.

<sup>58</sup> Ebd.

<sup>59</sup> Ebd..

<sup>60</sup> Ebd., S. XVI.

<sup>61</sup> Ebd., S. XVII.

eigenen sinnlichen Triebe führe über die lebenslange Selbst-Veredelung: „[M]an wird seine Empfindungen so edel gewöhnen können, daß sie selbst in ihrer Hitze eben den Weg un gelenkt gehen, den ihnen die Vernunft in stillern Augenblicken weisen würde [...]“<sup>62</sup>

In dieser Zuspitzung seiner Kritik an der Liebeskonzeption der Ninon-Figur befindet sich Schlegel in vollkommener Übereinstimmung mit Gellert, der zur gleichen Zeit eben diese lebenslange Arbeit am Selbst zum Hauptinhalt seiner *Moralischen Vorlesungen* machte.<sup>63</sup> Zu Beginn der fünfziger Jahre allerdings scheint bei Gellert das Interesse an „natürlich“ geschriebenen Briefen, die „das menschliche Herz genau abschildern“<sup>64</sup>, so dominant gewesen zu sein, dass weder die offensichtliche Fiktionalität der Ninon-Briefe noch deren Unvereinbarkeit mit den eigenen Moralvorstellungen einer Leseempfehlung im Wege standen. Dabei wird es allerdings nicht unerheblich gewesen sein, dass die vermeintliche Verfasserin der „sinnlichen“ Briefe Französin und noch dazu Angehörige der „verderbten“ Hofkultur war. Als Vertreterin einer der protestantisch-empfindsamen Kultur diametral entgegengesetzten Kultur ist Ninon von vornherein eine Fremde und insofern als praktisches Vorbild kaum geeignet. Das verbotene Interesse an einer nicht durch Tugendvorschriften domestizierten, einer – so könnte man überspitzt sagen – ‚nicht-deutschen‘ weiblichen Lust, das die Ninon-Briefe befriedigen, verbindet diesen Briefroman insofern mit Gellerts Erzählung von *Inkle und Yariko* (1746), in der triebgesteuerte weibliche Lust erzählbar wird, weil sie in eine exotische Fremde verlagert ist:

Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor, / Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen. / Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen? / O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht. / Sie sieht den Fremdling an; Sein rund und weiß Gesicht, / Sein Kleid sein lockig Haar, die Anmuth seiner Blicke / Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke. // [...] Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn, / Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe; Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegenliebe.<sup>65</sup>

Auch Ninon, die „französische Epicuräerin“, ruft das Phantasma weiblicher Triebhaftigkeit wach und entbindet zugleich, da die französische Hofkultur als exotische Gegenkultur zur eigenen bürgerlichen Tugendgesellschaft gelten kann, von der Schweigepflicht.

In späteren Jahren hat Gellert seine Haltung zu den Ninon-Briefen im Übrigen geändert. In seiner Stockhausen-Vorlesung verurteilt er sie ohne jede Gnade als „verbuhlte Liebes-Briefe“<sup>66</sup> und sieht in ihnen eine unheilvolle „Metaphysik der Wohllust“<sup>67</sup> (VII; 275) am Werk. Was Johann Adolf Schlegel betrifft, so bat er Gellert weiterhin gelegentlich um Vermittlung von Übersetzungsaufträgen, allerdings mochte er an die Ninon-Erfahrung wohl nicht weiter anknüpfen. Im Januar 1752 schreibt er an Gellert: „Wegen der Uebersetzung, um derentwillen ich Dich gebeten habe, wäre mir freylich lieber, wenn es so etwas, als *Crevier Histoire Romaine*

---

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Gellert hat nach eigenen Angaben seit 1744 „unausgesetzt“ an diesen Vorlesungen gearbeitet, die er seit Beginn der fünfziger Jahre bis zu seinem Tod zweimal wöchentlich hielt. Vgl. Sibylle Späth: Kommentar [zu den Moralischen Vorlesungen], GSchr VI, S. 313.

<sup>64</sup> Gellert: Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, GSchr IV, 133.

<sup>65</sup> Gellert: *Inkle und Yariko*. In: Fabeln und Erzählungen [1746] (GSchr I, 70–72, hier 71)

<sup>66</sup> Gellert: Vorlesungsnachschriften. Vorlesungen des Herrn Professor Gellert über Stockhausens Bibliothek der schönen Wissenschaften (GSchr VII, 203–264, hier 263).

<sup>67</sup> Gellert: Kurze Urtheile über bekannte Schriftsteller (GSchr VII, 265–301, hier 275).

oder etwas, das in die Theologie liefe. Doch es sey was es sey, nur etwas meinem Amte nicht unanständiges.“ (GBW I, Brief 86, 105).